

## «Wie eine Weste mit Sprengstoff»

Heute ist Welt-Aids-Tag: Bertrand Cuttat (55) ist der am längsten an Aids erkrankte Patient in der Schweiz

Von Nadine A. Brügger

**Basel.** Es war zehn Uhr nachts, als der Wagen von Bertrand Cuttats ältestem Bruder (25) in Genf mit einem anderen Fahrzeug kollidierte. Der Bruder war sofort tot. Cuttat versank in einem tiefen, schwarzen Abgrund. Erst half ein Joint, irgendwann waren es Heroin und Morphin. Cuttat konsumierte intravenös. «Damals habe ich mich angesteckt», sagt er.

Die Diagnose Aids erhielt Cuttat 1986, er war 27 Jahre alt. Erst drei Jahre zuvor war das HI-Virus entdeckt worden, 1984 erstmals bei Betroffenen mit dem HIV-Test diagnostiziert. Bilder kläglich sterbender Aidskranker gingen um die Welt. Cuttat war überzeugt, bald zu sterben: «Das hat sich angefühlt wie eine Weste aus Blei.» Die Freunde, denen Cuttat sich anvertraute, distanzierten sich. Cuttat schluckt. Er ist ein drahtiger Mann mit wachen Augen und jurassischem Charme. Einer von denen, die in betroffenes Schweigen hinein genau das Richtige sagen.

### Unterdrückt, nicht geheilt

Heute wird mit HIV und Aids anders umgegangen: «Wird ein Patient früh genug behandelt, ist die Lebenserwartung kaum geringer als bei einem gesunden Menschen», erklärt Manuel Battegay, Chefarzt Klinik Infektiologie und Spitalhygiene am Unispital Basel. In der Schweiz werden 90 Prozent aller Betroffenen erfolgreich therapiert. Bei zehn Prozent wird die Diagnose aber sehr spät gestellt und die Prognose dadurch verschlechtert. «Viele ziehen eine HIV-Infektion bei sich nicht in Betracht», erklärt der Arzt. Noch heute gelte die Annahme, dass die Krankheit

vor allem homosexuelle Männer betrifft. Das ist falsch. Ebenso das Gerücht, HIV, oder gar die ausgebrochene Krankheit, Aids, könnten geheilt werden. «Das stimmt nicht!», Battegays Stimme betont sein Engagement. «HIV kann bis heute nicht geheilt werden.» Das Virus könne durch eine Kombination von verschiedenen Wirkstoffen, die es auf mehreren Ebenen bekämpfen, einzig langfristig unterdrückt werden. Die Nebenwirkungen der Medikamente werden immer geringer, aber die Tabletten müssen mit «militärischer Präzision», wie Cuttat einwirft, eingenommen werden: Vergisst ein Patient seine Medikamente nur einmal pro Woche kann dies den Therapieerfolg bereits beeinträchtigen.

### Probleme in Osteuropa

Die stabile Situation in der Schweiz steht im argen Kontrast zu einigen Ländern Osteuropas. «Noch immer ist die Krankheit dort vielfach derart stigmatisiert, dass gar Ärzte sich weigern, HIV-positive Patienten zu behandeln», sagt Battegay. Angst vor derselben Diskriminierung, welche Cuttat in den Achtzigerjahren in der Schweiz erlebte, hält manche Länder davon ab, den nötigen Diskurs um HIV zu führen und damit wichtige Prävention zu leisten. Je nach politischen Verhältnissen hätten die Länder zudem kaum Zugang zu den besten Therapiemöglichkeiten. Auch in den USA sei die Situation unbefriedigend, sagt Battegay, einer der führenden klinischen Forscher auf dem Gebiet und derzeitiger Präsident der Europäischen HIV/Aids Gesellschaft (EACS). In Subsahara Afrika dagegen gehen die Ansteckungen in vielen Ländern zurück: «Die Präven-



**Hat überlebt.** Bertrand Cuttat (l.) wird seit 22 Jahren in der von Manuel Battegay geleiteten Klinik des Unispitals Basels behandelt. Foto Kostas Maros

tion durch Information, Gebrauch von Kondomen, Beschneidung der Männer und nicht zuletzt die Therapie der Betroffenen zeitigen Früchte.»

### Basler Spital als Rettung

Basel ist für viele Betroffene Heilfahrtsort. Cuttat kam an Weihnachten 1992 her, «damals dachte ich, das ist das Ende». Seine Arbeit als Sattler und Dachdecker konnte er längst nicht mehr ausüben. Die Ehefrau, die er bereits als kranker Mann kennengelernt hatte, verliess ihn. Cuttat hatte mit dem Leben abgeschlossen. Doch in Basel wurde ihm eine neue Therapie angeboten. «Das war eine Testphase, aber ich hatte nichts mehr zu verlieren», sagt Cuttat. Die Medikamente schlugen sofort an.

«Die grosse Wende in der HIV- und Aids-Therapie kam 1995, als eine Dreifach-Therapie in Studien getestet wurde und dann auf den Markt kam», erklärt Battegay. Seit da werde diese Therapie stetig verbessert, die Nebenwirkungen verringert, die Einnahme vereinfacht. Cuttat ging es immer besser und er begann, in Schulen über die Krankheit zu informieren. Begleitet wurde er dabei von einer jungen Frau. «Sie war HIV-negativ, also gesund» – und sie gefiel ihm. Nach den gemachten Erfahrungen, war Cuttat allerdings die Lust auf Liebe vergangen, solche Gefühle lösten bei ihm vor allem Unsicherheit und Angst aus. «Aber sie hat mich davon überzeugt, mich nicht von der Vergangenheit beeinflussen zu lassen, nicht

allzu sehr an die Zukunft zu denken und einfach im Moment zu leben.» Die beiden heirateten. Und es kam noch besser: 1998 klingelte beim Ehepaar Cuttat in Delémont das Telefon. Das Basler Unispital, wo Cuttat seit seinem ersten Besuch 1992 behandelt wird, hatte ein Wunder anzubieten.

### Ein gefräßiges Tier

Mittlerweile besteht für HIV-infizierte Menschen die Möglichkeit, ein eigenes, gesundes Kind zu bekommen, erklärt Battegay. Das schlug die Klinik auch dem Ehepaar Cuttat vor. «Wir haben lange diskutiert», sagt der Patient, die Risiken gegen die Freuden abgewogen – schliesslich sagten die Cuttats Ja. Sieben Jahre nach dem Weihnachtsfest, bei dem Cuttat davon ausging, zu sterben, lag unter dem Weihnachtsbaum ein Test. Er war positiv: Im nächsten Jahr wurde Sohn Louis geboren. Cuttat ringt um Worte. «Das war unglaublich.»

Als der Kleine drei Jahre alt war, fragte er den Vater, warum dieser eigentlich nie gesund würde und immer seine Tabletten schlucken müsste. «Papa hat ein gefräßiges Tier im Bauch, das muss ich füttern, sonst frisst es mich auf», habe er ihm damals erklärt. «Ich war von Anfang an ehrlich und offen zu meinem Sohn», sagt Cuttat. Wenn der Vater zur Untersuchung nach Basel muss, kommt der Sohn mit. «C'est cool», befand er, als die Ärzte ihm erstmals die Geräte zeigten, mit denen sie den Papa untersuchten.

Cuttat lächelt. Er habe sich stets vorgenommen am Leben zu bleiben, bis er seinen Sohn zum ersten Mal in die Schule begleiten könne, sagt er. «Jetzt ist er vierzehn und ich bin noch immer da.»